Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 17

Artikel: Im Lärchenhubel : Roman [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670348

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XLIII. Jahrgang | Zürich, 1. Juni 1940 | Heft 17

Besonnter Lenztag am Zürichsee.

Kobaltblau der See
in kristall'ner Helle;
lichte Himmelsschwelle
überm Firnenschnee.

Sonne füllt den Glanz
in die Silberschale;
funkelnd, wie Opale,
rings der Berge Kranz.

Ranker Mövenflug,
dünner Pfiff der Bahnen;
Schiff mit frohen Fahnen
über Mast und Bug.

Gärten, Wiesengrün,
braune Rebenhänge;
alles ist Gepränge,
Drängen, Fluten, Sprüh'n.

Blüht schon da und dort,
welch' ein keck' Frohlocken!
Vollakkord der Glocken
schwingt sich fort und fort

über Weg und Au
an die fernen Ufer.
Jeder Ton ein Rufer:
lausche, komm' und schau!

J. Zerfaß.

Im Lärchenhubel.

Roman von Ernst Eschmann. (Fortsetzung.)

Es wollte nicht vorwärts gehen im Ebnet. Die Zeit schien stillezustehen. So eine Woche war lang, in der nichts Bemerkenswertes geschah. Eine Folge von schlechten Tagen mit Nebel und kühlen Winden stieß das Hotel immer tiefer in eine verhängnisvolle Einsamkeit. Wie auf einer fernen Insel konnte man sich fühlen, zu der niemand den Weg fand. Die Leute, die zusammenlebten, kamen sich zu nah. Man vertrug sich nur schwer. Stille Vorwürfe lagen in den Blicken. Auch wenn sie nicht ausgesprochen wurden, geisterten sie durch die Stuben. Sie glotzten aus allen Ecken. Man hielt die Worte zurück, denn jedes konnte Anlaß werden zu Tadel und unheilvollen Mißverständnissen.

Gritli wußte schon, was Werner verschwieg. Es hatte es früher oft hören müssen. Es gab so Stunden, in denen ihm Werner kein Wort gönnte.

Mit dem Anneli lachte er und hielt ihm immer einen Spaß bereit.

Was bedeutete das?

Tat er's, um weh zu tun?

Die Wirtin grübelte. Werner hatte sich verändert. Ein ganz anderer Mensch war er geworden. Als sie ihn kennen gelernt hatte, erschien er ihr als der erstrebenswerteste Mann. Voller Ideen und Unternehmungslust war er, und sie meinten, die Welt miteinander aus den Angeln heben zu können. Dumpf und träge war er geworden. Kleinlich, wo er großzügig gewesen, hinterhältig und unverständlich, während er früher alle Gedanken mit ihr geteilt.

Wär das anders, wenn sie ein Kindlein hätten?

Es kam keines.

Was konnte sie dafür?

Es war zum Verzweifeln.

Zwei ungemütliche Jahre waren so hingegangen.

Zinsen waren fällig geworden. Aber die Genossenschafter mußten versuchen, ohne sie auszukommen.

Es kostete Gritli eine Überwindung, in den Lärchenhubel zu gehen. Es wußte, was seine Eltern beschäftigte, und wenn sie nicht davon redeten, tönte es aus allen Winkeln: was macht ihr mit unserem guten Geld?

Fredi verlor die Geduld. Nach allen Seiten hätte er Auskunft geben müssen. Von allen Genossenschaftern wurde er bedrängt. Und wenn wieder ein Jahr vorbeigegangen war und nicht die erwünschten Erträgnisse gebracht hatte, spitzten sich die Geschäfte zu. Die beiden Direktoren, die anfänglich in so gutem Einvernehmen gestanden, wurden einander auffätzig. Werner Buchwalder mußte hören, er ließe es an der nötigen Umsicht und am rechten Eifer fehlen, und Fredi wurde vorgeworfen, mit reden und schimpfen sei's nicht getan, und wie es stehe mit dem prophezeiten Riesenverkehr über den Goldwang?

Der Simmeler im Tobelgut lächelte. Er hatte längst Kunde bekommen von der ungemütlichen Lage des Ebnet-Hotels. „Das Großhansen ist ihnen scheint's vergangen," höhnte er, und die Zumsteins ließen wieder mit sich reden, wenn jetzt unsereiner noch etwas mit ihnen zu tun haben wollte!"

Der Hammer des Schicksals ist grausam und unerbittlich. Wenn er im Schwunge ist, versetzt er Schlag um Schlag. Jetzt hatte er ein neues Werk des Unheils vollbracht. Nicht ein paar wenige Menschen hatte er getroffen. Tausende, Hunderttausende litten unter ihm. Er traf Länder und ganze Völker. Ein Krieg brach aus, der immer größere Wellen schlug. Ein Land ums andere riß er in den furchtbaren Wirbel hinein. Von Grenze zu Grenze hallten die Trommeln, und wie ein Lauffeuer eilte die Kunde von Tal zu Tal, von Berg zu Berg, von einem Dorf ins andere, von Stadt zu Stadt.

Die Fremdensaison war im besten Gange. Es war um Anfang August. Als die furchtbare Kunde des Krieges durchs Schweizerland lief und die wehrhafte Macht zum Schutze der Grenzen aufgeboten wurde, entvölkerten sich die Hotels in den Bergen und an allen Plätzen, wo Gäste fast aller Nationen sich zu fröhlichem Ferienleben zusammengefunden hatten. Mit Überstürzung und in blindem Eifer wurden die Koffern gepackt.

Die Zimmer und Häuser wurden leer. Das festliche Treiben verstummte. Die eine Frage lag auf aller Lippen: Erreiche ich die Heimat noch, bevor der erste Schuß fällt? Im Nacken der Fremden saß die Angst, und die Schweizer bangten um ihr Vaterland.

Werner Buchwalder stand auf der Schwelle seines Hauses und sah mit klopfendem Herzen zu, wie die Portiers Berge von Gepäck aller Art auf die Wagen luden. Die Gäste nahmen mit kurzen Worten Abschied. Manche hatten den Kopf verloren. Frauen schrien und vergaßen in der Hetze, die alle verwirrte, das Nötigste. Wenn sie sich nur im Wagen des Hotels mit ihren Angehörigen einen Platz erobert hatten, um davon zu fahren, waren sie zufrieden.

Gritli schaute ihnen nach, von Entsetzen geschüttelt. Was sollte jetzt werden? Mit dem Sommer, der im besten Zuge gewesen, war's plötzlich aus. Wie ein Orchester, das mitten im Spiel unterbrochen wird, so wurde allen Ferienfreuden Einhalt geboten. Verwaist lag der Garten. Kein Mensch hatte sich mehr unter die schönen Schirme gesetzt, und keiner kam herauf. Niemand besaß die Ruhe, ein Weilchen sich zu besinnen, die Angst des Herzens riß alle mit.

Als sie gegangen waren, mußte auch Werner Buchwalder im Wehrkleid sich an die Grenze stellen.

Gritli blieb mit dem Grüpplein seiner Angestellten allein zurück. Was fing es mit ihnen an? Sie standen an den Wänden herum. Die Zimmermädchen wußten nicht wo zugreifen. Die Betten waren nicht benützt. Kein Schuhputzer hatte etwas zu tun. Die Wirtin wartete noch ein paar Tage zu. Als es an der Straße über den Goldwang immer öder wurde, schickte sie die überzähligen Leute nach Hause, mit der Möglichkeit, wiederzukommen, falls das Gespenst des Krieges wie ein Schatten sich verflüchtigte.

Gritli nahm mehr als je Zuflucht im Hause seiner Eltern.

Es durfte das Hotel verlassen. Es war ja niemand mehr da. Und wenn auch ein verlorener Gast in die Stube trat, sorgte das Anneli dafür, daß er bedient wurde.

Sie saßen wieder einmal beim Eindunkeln auf dem Bänklein bei der Lärche, die Eltern und Gritli.

Alois, der Knecht, hatte auch einrücken müssen. Vater Dres hatte Mühe, allein mit der Arbeit fertig zu werden. Es war kein Ersatz zu finden.

Eine furchtbare Stille lastete über dem Tal und den Bergen. Wie Todesschweigen war sie. Ernst schauten die Berge zu Tal. Es war, als machten sie sich selber Gedanken: Was wollen die Menschen, die ewig Unzufriedenen? Glauben sie, die Erde aus den Angeln heben zu können und Glück und Unglück neu zu verteilen von Land zu Land? Übermütig sind sie geworden, daß sie den Frieden verjagen und eine neue Ordnung herbeirufen. Was vermaßen sie sich, an den alten Überlieferungen zu rütteln und die Grenzpfähle zu verrücken! Wo einer ins Wanken kommt, verlieren alle andern den sichern Grund, und wie eine Lawine ist's, die wir im Frühling zu Tale schikken. Sie reißt alles mit, was in ihrem Bereiche liegt, Menschen und Tiere, Ställe und Häuser, und die Lawine des Krieges nimmt noch tausendmal mehr mit, Dörfer und Städte, Länder und Völker. Zuletzt liegt ein Trümmerfeld da, auf dem es Jahre braucht, bis eine neue Saat emporwächst. Und siehe da: sie trägt nur taube Ähren, neue Zwietracht und Haß, Anklagen und die Last der Schuld, die jeder dem Nachbar zuschiebt.

Man redete wenig. Kein Stern glänzte am Himmel. Es schien, er habe mit guten Gründen alle Lichter ausgelöscht. Schon manche vergnügte Stunde hatten die Leute vom Lärchenhubel hier verbracht, eine so schwer vom Unglück betroffene noch nie.

Wie wird es werden?

Wie lange wird es dauern?

Und wird es gelingen, den Streit der Völker von unsern Grenzen fernzuhalten?

Ein einziges Lichtlein zündete vom Ebnet-Hotel herauf.

Wie eine brennende Wunde empfand es Gritli. Wohin es dachte, fiel es ihm schwer aufs Herz: die Katastrophe der zerstörten Saison, die Rückschläge der frühern Jahre, eine unbestimmte Zukunft, und zuletzt und am grausamsten von allem Werner, der Undurchsichtige, der Unbegreifliche.

Bum, bum!

Was war das?

Dumpf hallte es aus der Ferne.

„Das ist der Krieg!" sagte der Vater.

Ein Schrecken erfaßte alle.

Und wieder: bum, bum, bum!

Man zog den Atem ein und lauschte. Kein Windlein ging. Kein Läublein regte sich. Das war der Aufruhr der Welt.

Die Mutter hatte Tränen in den Augen. „Sind sie schon über der Grenze?"

„Wir wollen's nicht hoffen!"

Immer mächtiger dröhnte es im Dunkel der Nacht.

Dem Vater erlosch die Pfeife. Er vergaß zu ziehen. Er wußte: wo die Kanonen donnerten, ging der Tod um. Er mähte ganze Reihen nieder. Er legte Häuser und Kirchen um, und Hunderte von Menschen machte er obdachlos. Firsten zündete er an, Flammen loderten auf. Dörfer fielen in Trümmer, und wo heute das Leben noch triumphierte, schwelte morgen die Asche und stieg der Rauch aus Ruinen.

Wie war es gekommen?

Niemand hatte ernsthaft geglaubt, daß die unruhigen Völker gegeneinander aufstünden. Am Himmel zogen wohl unheimliche Wölkchen. Aber nicht jedes wuchs sich aus zu einem gefährlichen Gewitter. Doch jetzt war es losgebrochen hinter den Bergen.

Bum, bum, bum!

Dres wurde von diesem Ereignis ins Innerste getroffen. Wohl hatte er manchmal von Kriegen gelesen, und die Zeitungen waren erfüllt von ihnen. Die Erde war nie ganz zur Ruhe gekommen. Aber so nahe war der Streit, so lange er sich von Jugend auf besinnen konnte, nie an die Grenzen der Heimat gerückt.

Ein Schein zuckte auf.

Ach, daß sie so fern im Hinterland saßen und nicht wußten, was geschah!

Gritli zitterte und schmiegte sich näher an den Vater.

„Kommt, wir gehen hinüber!" forderte die Mutter ihre Leute auf und erhob sich. „Wir erfahren doch nichts. Das Donnern und die Ungewißheit machen nur zappelig."

Der Vater begleitete seine Tochter ins Ebnet hinunter. Vor der Türe wünschten sie einander „Gute Nacht". Es rührte sich niemand mehr. Im Hotel hatten sie schon Feierabend gemacht.

Die Mutter wartete noch auf Dres. Sie saß in der Stube. Die Fenster hatte sie geschlossen. Das dumpfe Dröhnen der Geschütze regte sie auf.

Es gab eine unruhige Nacht.

Wer konnte schlafen, wenn draußen der Tod umging!

Stille Tage brachen an. Es war das herrlichste Wetter. Aber niemand hatte Lust, in die Berge zu ziehen. Die Straße über den Goldwang lag einsam da. Alles Leben war erstorben. Wie ein Strom mutete sie an, dessen Wasser versiegt ist. Niemand kam herauf, niemand herunter. Keine Seele, kein Wagen!

Werner Buchwalder, der anfänglich noch fleißig Bericht gegeben, ließ immer länger auf sich warten. Einmal kehrte er auf ein paar Tage Urlaub nach Hause, dann ging er wieder. Gritli trug die Last des Betriebes.

Als Fredi das Hotel besuchte, erschrak er ob der Ruhe ringsum. Man brauchte nicht zu rechnen, es ergab sich von selber: es wurde ein Jahr, das mächtige Verluste brachte.

Hatte sich alles gegen ihn verschworen?

Freilich, die Tatsache war tröstlich, daß die Heimat vor Verwüstungen verschont blieb. Jenseits der Grenzen tobten die Kämpfe, von Norden und Westen flogen die grausamen Nachrichten herein! Mächtige Ereignisse gingen vor sich, aber keine Entscheidung geschah. Und kein Ende war allem Ringen abzusehen. Es wurde Winter, und der Winter ging vorüber. Der Sommer rückte ins Land, und der Herbst kam.

Im Ebnet hatte sich nichts geändert.

Wenn es so weiter ging, schwollen die Fehlbeträge bedrohlich an.

Aus Monaten wurden Jahre.

Der Verkehr, der anfänglich ganz darnieder gelegen hatte, begann sich leicht zu beleben. Man brauchte Erholung. Man hielt's nicht mehr aus in den engen Gassen der Städte, man mußte sich befreien und den Druck von der Seele nehmen, der alle Gemüter heimsuchte.

Kleine Trüpplein zogen wieder von Kirchmatten herauf. Sie machten Rast im Garten des Ebnet-Hotels, und Kurgäste meldeten sich an. Aber sie alle vermochten nicht den Gasthof zu retten.

Eines Tages berief Fredi die Genossenschafter zu einer Besprechung ins Ebnet-Hotel. Die Lärchenhubelleute waren vollzählig da. Auch Werner Buchwalder war aus dem Grenzdienst erschienen. Man saß in der kleinen Stube beisammen und stellte fest, wie alles sich so ganz anders entwickelt hatte als man vorgesehen. Mit Verlusten mußte gerechnet werden, die alles überstiegen, was je in den Bereich der Möglichkeit gezogen worden war.

Niemand hatte an einen Krieg gedacht.

Opfer höherer Gewalt waren sie geworden.

Aber Vertrauen wollten sie haben in die Zukunft. Anzeichen waren da, daß das Schlimmste überwunden würde.

Direktor Zumstein machte die größten Anstrengungen, alle Beteiligten aufzumuntern.

Als eine Stimme laut wurde, die Kritik übte an der Führung des Hotels, brauste Werner Buchwalder auf: „Meint ihr, es sei mir so viel gelegen am Ebnet? Viel lieber wär mir ein Betrieb in der Stadt oder im Süden, wo ich mich auskenne. Laßt mich ziehen, dann mögt ihr sehen, wie ihr mit einem neuen Direktor fährt."

Gritli erschrak. Fort sollte es. Wohin? In diesen unabgeklärten Zeiten! Einstmals hatte es wohl nichts sehnlicher gewünscht als in die Fremde zu kommen. Nun hatte sich manches gewandelt.

Eine neue Kluft tat sich auf. Werner strebte fort. Gritli klammerte sich an die Heimat.

Oben im Lärchenhubel wurde die Frage noch lange eingehend erörtert.

„Unser Gritli bleibt hier!" erklärte der Vater.

„Wir lassen es nicht ins Ausland!" pflichtete ihm die Mutter bei.

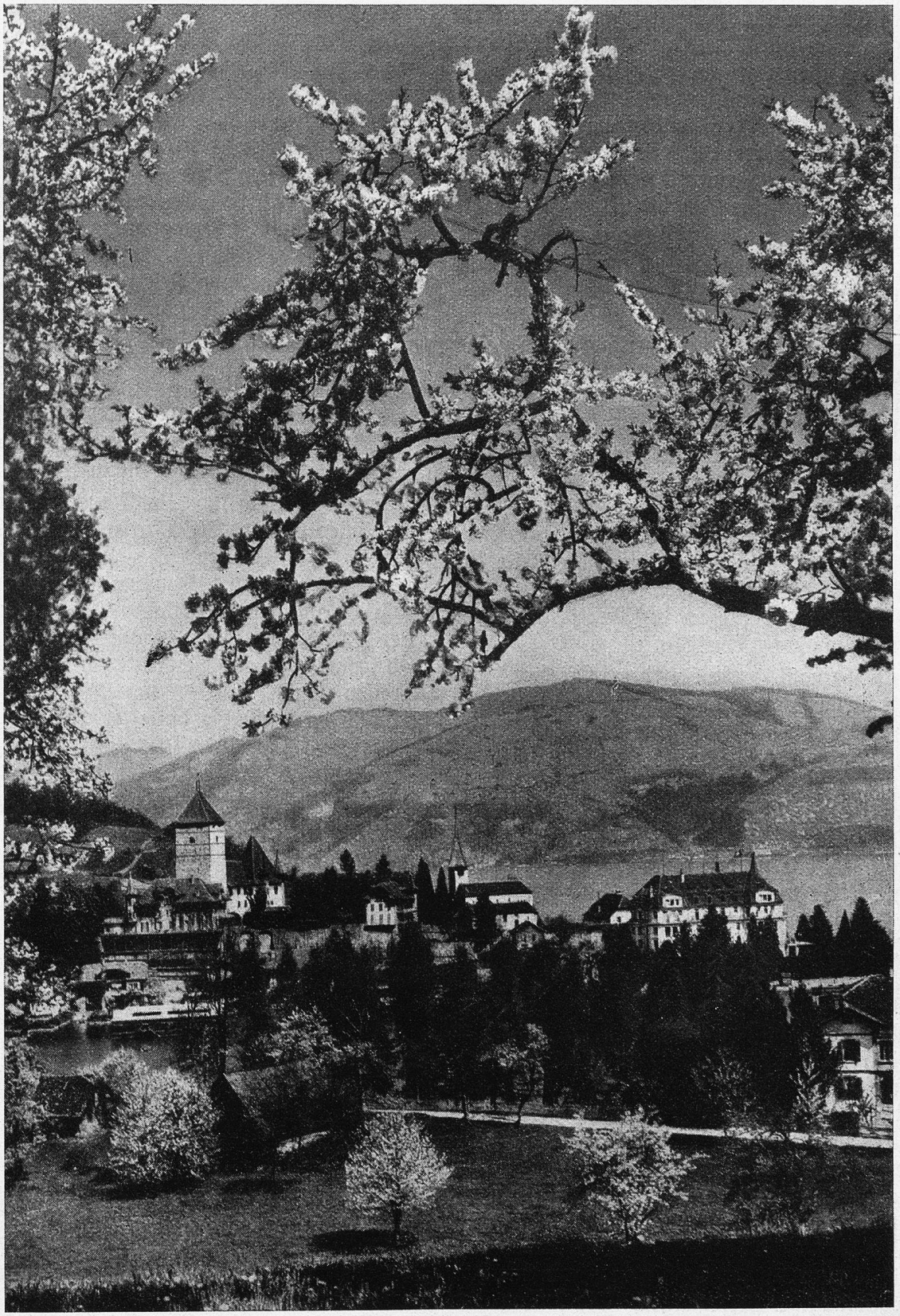
Die Wirtin selber erklärte ihrem Mann: „Mein Entschluß ist gefaßt. Ich halte auf dem Ebnet aus."

Die Frage kam nie mehr zur Ruhe. Werner suchte einen Posten, von dem er sich mehr versprach. Gritli zitterte vor dem Augenblick, da er ihr erklärte: Das Rätsel ist gelöst. Ich habe mich für diesen oder jenen Platz entschieden!

Nun wußte es: Hotelleute waren fahrendes Volk. Es zog dem Strom der Fremden nach. Wie die Stare im Herbst, setzte es sich nieder, wo ein voller Weinberg lockte. Aber in der Wirtin im Ebnet wirkte der Trieb bäuerlicher Seßhaftigkeit, die Liebe zur Scholle, zur angestammten Heimat.

Eines Tages traf unverhofft eine ungute Botschaft ein aus der Stadt. Sie versetzte Gritli und auch die Eltern im Lärchenhubel in Besorgnis. Frau Zumstein schrieb, Fredi fühle sich in letzter Zeit nicht mehr wohl. Das Herz verursache ihm seltsam ungemütliche Beklemmungen. Der Arzt habe dringend Schonung verordnet und dem Patienten alle Sitzungen verboten. Diese brachten immer Aufregungen, und Aufregungen seien die gefährlichste Belastung für ein angegriffenes Herz.

Keine Sitzungen mehr! Fredi hatte gewettert: das ist nicht möglich! Ohne sie steht der ganze Apparat still. Ein paar Geschäfte sind noch dringend zu erledigen. Beinahe mit Gewalt mußte der Direktor in seiner Wohnung festgehalten werden. Da suchte er einen andern Ausweg. Ohne Wissen seiner Frau berief er die Leute zu sich. Als sie erschienen, stutzte die besorgte Frau Direktor und ließ unschlüssig die Gäste einen Augenblick im Gange stehen. Dann komplimen-



Frühlingsidyll am Thunersee. Spiez im Blütenschmuck. Phot. W. Gallas, Zürich.

tierte sie die Herren in das Gesellschaftszimmer mit den ledernen Klubfauteuils, hielt den rechten Zeigefinger an den Mund und bat, mit Reden kein lautes Wesen zu machen. Ihr Mann habe just nach einer ungemütlichen Nacht den Schlaf gefunden. Die Ruhe sei kostbar und sie getraue sich nicht, ihn aus dem Schlummer zu reißen.

Dann läutete sie unauffällig dem Arzte an und bat ihn um seine Verfügung.

Auf keinen Fall dürfe die Sitzung stattfinden, lautete der Bericht, und der Frau Direktor lag die unbequeme Pflicht ob, die Herren, die flüsternd, aber nicht minder eifrig ihre Geschäfte im Salon besprachen, wieder heimzuschicken. Sie trat unter sie, von größter Besorgnis bedrückt. Dann teilte sie ihnen mit, was der Arzt ihr anbefohlen hatte. Die Herren schoben die bereits hervorgezogenen Blätter und Dokumente in ihre Mappen, schüttelten ihre Köpfe und unterzogen sich den Anordnungen der Frau Direktor. Sie begriffen sie wohl und waren klug genug, nichts erzwingen zu wollen, was schwere Nachteile für den Kranken hätte zur Folge haben können. Sie erhoben sich und verließen auf den Zehenspitzen die Wohnung ihres Präsidenten.

Bald hernach erwachte der Direktor und schaute an die Uhr. Dann schnellte er aus seinen Kissen empor, rief seiner Frau und überschüttete sie mit Vorwürfen. „Warum hast du mich nicht geweckt? Die Herren der Eisenbahnbetriebskommission werden schon da sein?"

„Die Herren sind..." Die Frau Direktor wußte nicht, wie sie den Satz vollenden sollte.

Eine Stille trat ein in der Schlafstube.

Fredi schickte sich an, sich zu erheben.

„Du sollest heute und morgen noch liegen bleiben, hat mir soeben der Doktor am Telephon gesagt. Du weißt, die Nacht war nicht gut!"

„Was geht das den Arzt an! Was versteht er von den Geschäften, die wir nun einmal nicht liegen lassen dürfen!"

Mit begütigenden Worten redete die Frau Direktor ihrem Manne zu und drückte ihm die Kissen zurecht. Sie wußte, er war empfindlich, und es war eine Kunst, ihm etwas beizubringen, das seinen Anordnungen zuwiderlief.

„Die Kommission sollte längst da sein."

Die Lippen der verängstigten Frau machten ein paar hastige Bewegungen. Sie fanden den Weg nicht, das Unumgängliche zu sagen. Es ließ sich nicht verschweigen. Nach einer Weile nahm sich die Besorgte ein Herz, und mit flackernder Stimme gestand sie dem Kranken: „Die Herren sind wieder fort, der Arzt hat es so haben wollen."

Die Wangen des Direktors verfärbten sich, er rang nach Atem, richtete sich in seinem Bette empor, und ein Zustand bemächtigte sich seiner, der die Mutter ans Telephon jagte, um ärztliche Hilfe herbeizurufen. Es dauerte nicht lange, und der Doktor erschien. Er machte dem Direktor eine Einspritzung und ließ ihn nicht aus den Augen. Die Frau ahnte: es ging auf Leben und Tod. Über eine Stunde dauerte der Kampf, und der Arzt hatte Mühe, von Zeit zu Zeit einzugreifen und alle seine Künste spielen zu lassen. Dann wandte er sich der Frau Direktor zu und atmete auf: „Er ist wieder einmal über der Schwelle. So kritisch ist es nie gewesen." Dann ging er in die Stube hinüber, nahm Hut und Stock und schärfte der Pflegerin ein, bei den geringsten Störungen, die sich zeigten, ihn wieder zu rufen.

Am Nachmittag kam Noldi aus der landwirtschaftlichen Schule. Die Mutter empfing ihn mit Tränen in den Augen. Der Bub getraute sich kaum, ans Bett des Kranken zu treten. Dieser maß ihn mit einem seltsamen Blick. Er redete über Dinge, die keinen Zusammenhang hatten und befand sich auf Momente im Unklaren, wer vor ihm stand.

Noldi erschrak. So hatte er den Vater noch nie gesehen.

Mutter und Bub zogen sich zurück. Es schien, der Kranke wollte schlafen, und solche Erholung tat gut.

Andern Tags erschienen die Leute aus dem Lärchenhubel in der Stadt. Sie trafen es nicht gut. „Es ist besser, ihr geht heute nicht zu ihm. Der Vater hatte am Morgen wieder einen Anfall. Jetzt braucht er Ruhe und wenn er euch sähe, regte er sich auf."

Gritli hätte ihrem Onkel auch gerne einmal einen Besuch gemacht. Aber es schickte sich nie. Ihr Mann stand noch an der Grenze, und das Hotel durfte sie nicht verlassen. Es mußte jemand da sein, der zum Rechten schaute. Mehr als je. Der Verkehr war klein, und die Kosten konnten nicht weiter verringert werden.

Über den Lärchenhubel blies ein ungemütlicher Wind. Er zog auch über das Ebnet hinweg.

Gritli kam nur mehr selten herauf. Es lag ihm nicht, das ewige Klagelied anzustimmen.

Die Mutter hatte Erbarmen mit ihm.

Der Vater rechnete. Er rechnete oft stundenlang, wenn er nachts allein noch in der Stube

saß. Die Posten stimmten nicht. Er kam immer zu kurz.

Was nahm das noch für ein Ende!

Schade um das viele Geld, das im Hotel steckte!

Und ein Glück, daß der Großvater nicht mehr erlebt, wie's mit dem Ebnet rainab geht!

Eines Morgens in aller Frühe traf ein Telegramm ein. Der Knecht brachte es in die Stube.

Ein Telegramm! Man war es im Lärchenhubel nicht gewohnt, solche Nachrichten zu bekommen.

Keines getraute sich, die Hülle zu öffnen. Da überwand sich die Bäuerin und entfaltete das Blatt mit den wenigen Worten: Fredi gestern Nacht gestorben.

Vater und Mutter stützten sich auf die Platte des Tisches, legten das Telegramm auf die Schiefertafel und nahmen es abwechselnd immer wieder zur Hand. Sie überflogen die kurze, verhängnisvolle Zeile und schauten einander ratlos ins Gesicht.

Der arme Bruder! Es muß doch schlimm um ihn gestanden haben, schlimmer als alle glaubten und als der Verstorbene stets an der Rede haben wollte.

In den Boden hinein hat er sich gearbeitet.

Noch so jung!

Was hat er jetzt davon!

Nichts hatte er sich sagen lassen und sich über alle ihre Besorgnisse lustig gemacht. Freilich, in den letzten Wochen hat er andere Töne angeschlagen und ist selber unsicher geworden. Zu spät! Die Frau hat es nicht leicht gehabt. Und jetzt ist hereingebrochen, was sie längst befürchtet hat.

Der arme Noldi!

Ein Waisenbub ist er geworden. Und noch nicht alt genug, um selber das Leben anzupacken und auf eigene Verantwortung.

Zu gleicher Zeit hatte die Todesbotschaft das Ebnet erreicht. Gritli konnte sie nicht fassen. Sie wußte nur zu gut, was dieser Schlag für sie bedeutete, für alle, die mit dem Hotel verbunden waren.

Und ihr Mann war nicht da! Jetzt brauchte sie ihn. Es gab wohl manches, das in Eile geregelt werden mußte. Fredi war der gewesen, der noch immer am eifrigsten sie unterstützt hatte. Er brachte Ideen auf, entwickelte neue Pläne und als Direktor des Verkehrsvereins hatte es in seiner Hand gelegen, dem Hotel am Goldwang diesen und jenen Schick zuzuhalten. Vereine kamen, Kommissionen hielten hier ihre Sitzungen ab. Die Herren verlangten ein gutes Essen und tranken Flaschenwein.

Wie kam es jetzt?

Der Tod Direktor Zumsteins erregte Aufsehen. Die breite Öffentlichkeit kannte ihn. Zu Stadt und Land hatte er eine große Rolle gespielt. Er war es, dem man die Straße über den Goldwang verdankte. Auf seine Anregung hin wurde das Hotel Im Ebnet gebaut. In allen Verkehrsfragen war er zu Hause. Er kannte die tausend Fäden, die das Ausland mit der Heimat verband. Unendlich viel hatte er in kurzer Zeit zum Wohl seines Landes geleistet. Noch größere Hoffnungen setzte man auf Unternehmungen, die im Werden waren und verheißungsvoll in die Zukunft wiesen.

Es war eine große Feierlichkeit, als Direktor Zumstein in der Stadt zu Grabe getragen wurde. Von weit her waren Abordnungen erschienen. Sie widmeten dem Verstorbenen prächtige Kränze mit bunten Schleifen. Auf verschiedenen Wagen folgten die Blumen dem Sarge. Als der Pfarrer in der Kirche gesprochen hatte, traten Freunde und Berufsgenossen des Verstorbenen auf die Kanzel und bekannten in bewegten Worten, was er ihnen als Mensch und Kollege im Amt bedeutet hatte. Verdienste kamen zutage, von denen viele nicht das Geringste gewußt hatten.

Die Frau Direktor staunte. In stummer Ratlosigkeit saß sie da. Zuweilen wurde ein Schluchzen laut.

Noldi hatte unweit der Mutter Platz genommen. Er wußte kaum, wie ihm war. Er hörte die Reden, aber wie von einem undurchdringlichen Mantel glitten sie ab von ihm. War das sein Vater, von dem gesprochen wurde? Ereignisse tauchten aus der Erinnerung auf, die er noch nicht verwunden. Sie hatten einander nie recht verstanden, je länger je weniger. Nur ganz aus den frühesten Zeiten fielen ihm Nachmittage ein, an denen der Vater daheim geblieben war und mit ihm gespielt hatte. Dann kamen die Jahre, in denen er keine Zeit mehr für ihn hatte. Die innere Verbindung ging verloren. Seinen Gedanken und Wünschen wurde kein Gehör geschenkt. Vorwürfe mußte er hören, und Tadel, den er nicht verdient hatte. Kein Wunder, daß er nicht immer den Eifer entwickelte bei Dingen, die ihm zuwiderliefen. Just die Herren da oben auf der Kanzel, die so laute Worte machten, hatten ihm den Vater geraubt. So brachen

Überlegungen in ihm auf, die den Ernst dieser Stunde störten, und einmal überraschte ihn blitzartig der Gedanke: Vielleicht ist mein Weg jetzt besser bereitet. Ich sehe ihn deutlich vor mir, und der Spott des Verblichenen trifft mich nicht mehr. Wohl spürte er, daß das Schicksal auch ihm einen Schlag versetzt hatte. Der Mutter hätte er gerne liebe Worte gegeben. Jetzt waren sie mehr als je aufeinander angewiesen, und er wollte alles tun, ihr die Last nicht noch schwerer zu machen.

Die Leute aus dem Lärchenhubel fühlten sich geehrt, und eine mächtige Achtung erfüllte sie angesichts der ungewöhnlichen Feier, mit der man von ihrem Fredi für immer Abschied nahm.

Gritli war aufgewühlt. Sie wußte, wie viel sie ihrem Onkel zu verdanken hatte. Er war es allein und zuerst gewesen, der ihre Neigungen begünstigte, der ihr auch jenen glücklichen Sommer und mittelbar den herrlichen Winter an der Riviera bereitet hatte. Durch sein Hinzutun hatte sich anfänglich alles so schön gefügt.

Daß es anders kam, als sie alle gehofft, was konnte er dafür!

Direktor Buchwalder, der für einige Tage den Dienst unterbrach, saß mit zwiespältigen Gefühlen in der Kirche. Daß er in seinem Leben nie an die Zumsteinschen Leute geraten wäre! So wär' er jetzt frei und schleppte keine solchen Fesseln. Das Hotel war nicht zu halten. Er sah es voraus.

Aber Gritli? Seine Frau?

Er hatte sich manches anders gedacht. Großzügiger sollte sie sein und nicht so hausbacken. Ihre Eltern bestärkten sie in ihrer altväterischen Art. Ihrem Einfluß mußte sie entzogen werden. Aber sie sträubte sich. Und die Zumsteins ließen sie nicht fort.

Als die Reden verstummten und das Lied verhallt war, ging die Trauergemeinde auseinander. In einer geräumigen Hotelhalle fanden sich die nächsten Angehörigen des Verstorbenen, Freunde und Mittrauernde noch einmal zusammen. Man setzte sich zu einem Mahle. Das ernste Schwarz drückte auf alle Gemüter. Nur mühsam kam eine Unterhaltung in Gang.

Die Zumsteins waren die ersten, die aufbrachen. Sie hatten noch einen weiten Weg.

Gritli wollte auch mit. Werner mußte sich fügen, obschon er noch gerne geblieben wäre. Vielleicht hätte ihm der eine oder andere der Herren ein Türlein weisen können, das ihm bessere Aussichten eröffnete.

Als die Witwe mit Noldi ihre Wohnung wieder betrat, schmerzte sie die furchtbare Leere. Was fing sie nun an mit dem umständlichen Haushalt? Sie ging von Zimmer zu Zimmer. In der Stube stand der hohe Bücherschrank. Er barg wenig, das für sie Interesse bot. Da standen die Karten. Da lagen die Atlanten. Die vielen Werke und Abhandlungen über verkehrstechnische Fragen gingen sie nichts an. Andere, kurzweilige Bände hatte der Vater selten gekauft, und die wenigen Erzählungen und Romane hatte sie längst gelesen.

Auf dem Pult des Herrenzimmers lagen noch angefangene und unerledigte Briefe. Statuten und Aktenstücke zu verschiedenen Geschäften hatten Fredi noch kurz vor seinem Tode zu schaffen gemacht. Einen Stoß Briefe hatte er noch bereit gelegt. Umschläge waren schon mit den Marken versehen. Sollten sie noch auf die Post getragen werden?

Nun hatte alles keine Bedeutung mehr. Die zahlreichen Verbindungen waren wie abgerissen. Ein Schlußstrich war gemacht. Die Verwaltungsräte und Vorstandsmitglieder kamen nie mehr hierher zu ihren Besprechungen und Sitzungen. Vergnügte Abende waren es oft gewesen. Ein dichter Qualm erfüllte die Räume. Pfropfen sprangen mit spitzem Knall. Gelächter kollerte durch die Reihen. Fredi befand sich in aufgeräumter Stimmung. Mit seiner Fröhlichkeit steckte er alle an. Hier, wenn er die Leute seiner engsten Interessen beisammen hatte, taute er auf. Keine Stunde war ihm zu spät und kein Dienst zu beschwerlich.

Jetzt waren die Lederfauteuils für niemand mehr da. Zigarren und Aschenbecher, wer holte sie wieder heran?

Die Witwe getraute sich kaum, an die Schubladen im Herrenzimmer zu rühren. Es war ihr, als vernähme sie eine Stimme: Was machst du? Was kümmern dich meine Geschäfte?

Sie kam nicht darum herum. Sie mußte wissen, wie sie stand. Zu Lebzeiten ihres Mannes hatten sie selten über diese Dinge geredet. Sie wußte nur, daß er einen schönen Verdienst hatte und etliche Quellen flossen. Er hatte ihr ein schönes Haushaltungsgeld gewährt, mit dem sie, ohne zu knausern, gut auskam. Zuweilen war er wohl mit unmutigen Bemerkungen dazwischen gefahren, und der Name des Ebnet-Hotels war in diesem Zusammenhange aufgetaucht. Es lief nicht gut, das wußte sie. Aber bessere Zeiten hatten zuweilen unliebsame Verluste erträglicher gemacht.

(Fortsetzung folgt.)